

> Der klassische Sportbericht, die so genannte 1:0-Berichterstattung, wird oft
> zu Unrecht gescholten. Texte aus dem Stadion, geliefert am Abend,
> unmittelbar nach dem Wettkampf, diese Art der Sportreportage ist vor allem
> eines: hartes Handwerk. Sie kann aber durchaus eine kleine Kunstform sein,
> eine überzeugende Sportkritik und damit in gewissem Sinne vergleichbar mit
> einer Theaterkritik, mit einem Unterschied allerdings: Welches Feuilleton
> bietet seinen Lesern schon Kritiken von den Premieren des Vorabends?

> Für diese kunstvollere Art des Sportberichts stehen eine ganze Reihe
> vorzüglicher Schreiber, die im Sportjournalismus begonnen haben und an denen
> sich jeder junge Journalist ein Beispiel nehmen kann: Holger Gertz und Axel
> Hacke etwa, langjährige Streiflicht-Autoren der Süddeutschen Zeitung, aber
> auch Klaus Brinkbäumer und Matthias Geyer vom Spiegel. Es wäre allerdings
> ungerecht, nur an diejenigen zu erinnern, die preisgekrönt sind und
> inzwischen das Metier gewechselt haben. In den Sportressorts der Printmedien
> und Internetanbieter entstehen täglich unter größtem zeitlichen Druck und
> oft unsäglichen Arbeitsbedingungen aktuelle Reportagen und Berichte, die
> sich zu lesen lohnen. Die sich von der Massenware unterscheiden, von jenem
> abgehetzten Un-Stil, jener Aneinanderreihung von Plattitüden und
> statistischen Details, die für die Sportberichterstattung leider typisch
> sind.

> Die schlechten Sportberichte lesen sich so, wahllos herausgegriffen aus
> einem Stapel von Beiträgen, die ich immer mal zur Seite lege und in einen
> Hefter mit dem Titel „kreatief“ verschwinden lasse: „Die Roten Teufel müssen
> im Kampf ums nackte Überleben durch die Hölle. Nach dem schlechtesten
> Saisonstart in seiner 40-jährigen Bundesliga-Geschichte mit mickrigen sechs
> Punkten nach neun Spieltagen und Rang 17 droht dem 1. FC Kaiserslautern nach
> dem 0:1 (0:1) bei Bayer Leverkusen der zweite Sturz in die zweite Liga nach
> der Saison 1996/96.“ Oder: „Boris ist sicher: ‚Die Steffi haut einen raus,
> sogar Gold ist drin.‘ Nach souveränen Vorstellungen könnten Boris Henry und
> Steffi Nerius dem Speerwurfleger bei den 18.
> Leichtathletik-Europameisterschaften ein eigenes „Traumpaar“ bescheren.“
> Oder: „Dirk Nowitzki fand sein ‚Händchen‘ wieder und darf vom großen WM-Wurf
> träumen, seine NBA-Kollegen aus den USA dagegen erlebten in Indianapolis
> einen Albtraum.“ Oder, immer wieder ungern gelesen: „Deutschlands
> Amateur-Boxer haben bei den 12. Weltmeisterschaften in die Erfolgsspur
> zurückgefunden.“

> Es ließe sich leicht ein Buch mit derartigen sprachlichen Gräueltaten
> füllen. In einer guten Sportreportage findet allerdings niemand seine
> Wurfhand wieder, schnuppert niemand am Erfolg, sucht niemand Zugpferde,
> lässt niemand nichts anbrennen, hat niemand heiße Eisen im Feuer, kämpfen
> keine Roten Teufel ums nackte Überleben, zündet niemand eine Granate.
> Hiobsbotschaften, Sahnehäubchen, den eitel Sonnenschein, Schlagerspiele und
> Superstars dürfen ebenfalls fehlen. Und eine Erfolgsspur sollte weder jemand
> suchen noch finden. Wer einen solchen Index verinnerlicht, hat schon halb

> gewonnen.

> Denn natürlich geht es auch anders. Wenn über Qualität im Sportjournalismus
> debattiert wird, sind nicht in erster Linie großartig recherchierte
> Hintergrund- und Enthüllungsgeschichten gemeint, sondern vor allem die
> gehaltvolle 1:0-Berichterstattung, weil die nun einmal den Großteil eines
> Sportteils ausmacht. „Die aktuelle Berichterstattung im besten Sinne ist
> lebhaft, ereignisnahe, persönliche, sprachgewandte, unterhaltsame
> Chronistenkunst“, sagt Ralf Wiegand von der Süddeutschen Zeitung. Es lohnt
> sich, diese Chronistenkunst zu pflegen. Man muss es nur wollen. Und dazu
> sind, neben den handwerklichen Fähigkeiten, der Sprach- und Stilsicherheit,
> einige journalistische Grundtugenden erforderlich: Hartnäckigkeit und Lust
> etwa, sogar eine Prise Masochismus. Ja, man muss sich quälen können – und
> quälen wollen. Man muss bereit sein, in Momenten, da die Kollegen auf der
> Poessetribüne ringsum längst ihre Laptops zusammengeklappt haben und sich
> das Stadion leert, bis zum letzten Moment an einem Text zu feilen. Das mag
> sogar die Kollegen in der eigenen Redaktion nerven, die auf den Beitrag
> warten, doch so lange der Redaktionsschluss eingehalten wird ist alles okay – und vieles
> erlaubt, was den Text verbessert.

> Manchmal erlebt man dabei die seltsamsten Situationen. Ich hatte
> beispielsweise die zweifelhafte Ehre, 1999 in der Redaktion einen aktuellen
> Bericht vom Champions-League-Finale zwischen dem FC Bayern München und
> Manchester United zu schreiben. Die Höchststrafe, möchte man meinen, da der
> FC Bayern nach Ablauf der regulären 90 Minuten beinahe als Sieger dastand,
> allerdings erzielte Manchester in der Nachspielzeit, in der 91. und 93.
> Minute, noch zwei Treffer und gewann. Wundersamer Weise ging der Bericht
> dennoch fünf Minuten nach Spielschluss pünktlich in den Druck, und er war
> nicht misslungen, weil sich die Dramatik widerspiegelte und relativ
> ausführlich auf die beiden englischen Torschützen, die kurz zuvor
> eingewechselt worden waren, eingegangen wurde.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie man als Schreiber derartige Wendungen erfolgreich
begleiten

> kann. Darüber habe ich mich oft mit Kollegen unterhalten. Vieles bleibt uns
> ein Mysterium, das wiederum macht einen Reiz der aktuellen Sportreportage
> aus. Vieles ist nicht zu erklären und nicht zu planen. Sicher entwickelt man
> im Laufe der Jahre ein Gespür für Situationen, doch es gibt wohl niemanden,
> der behaupten würde, dies sei ein untrügliches Gespür. Man darf allerdings
> nicht selbst in Hektik verfallen, man muss sich auf die Dinge einlassen und
> sie mit einer gewissen Professionalität abarbeiten. Das kann man trainieren,
> immer wieder. Man lernt dabei nie aus.

> Im Stadion selbst geht der Zeitungsreporter in einen immer schwierigeren
> Wettbewerb. Denn er verfügt nicht über jene Vielzahl an Informationen, die
> der Fernsehzuschauer daheim sekundenschnell geliefert bekommt. Nur bei
> Großereignissen wie Olympischen Spielen oder Fußball-Weltmeisterschaften ist
> garantiert, dass die Pressevertreter an ihren Arbeitsplätzen über einen

> TV-Monitor verfügen und so auch mit den Zeitlupeneinstellungen und
> Wiederholungen versorgt werden, ohne die strittige Szenen einfach nicht
> sauber zu analysieren sind. So sind manche Fehlinformationen, die am
> nächsten Morgen in der Zeitung stehen, gar nicht mal der Dummheit des
> Schreibers geschuldet. Er hat sich größte Mühe gegeben, aber es kommt
> regelmäßig vor, dass knifflige Details unkorrekt dargelegt werden. Daran
> wird sich auch künftig nichts ändern. Ich habe mich selbst nach einer
> Fußball-Weltmeisterschaft einmal dabei ertappt, dass ich beim nächsten
> Bundesligaspiel instinktiv dahin starrte, wo ich den Monitor wähnte – nur
> stand gar kein Monitor da, und ich hatte, weil mein Blick nicht mehr
> geschärft war und ich mich auf die Technik verließ, weder den Torschützen
> erkannt noch die Entwicklung dieses entscheidenden Tores mitbekommen. Ich
> sah nur noch, weit unten im Stadion, kleine Männchen jubeln.

> Bei Großereignissen aber sind meistens genügend Monitore vorhanden.
> Ausnahmen sind selten, die Fußball-Europameisterschaft 2004 in Portugal war
> so ein Fall, als Pressevertretern kein Fernsehbild geboten wurde, was die
> Berichterstattung extrem erschwerte. In der Regel liegt aber das
> internationale Signal an. Wenn man Glück hat, werden über dieses Rohmaterial
> hinaus sogar verschiedene Fernsehsender eingespeist, so dass man auch die
> Interviews der TV-Kollegen mithören kann. Denn eines ist klar: Es muss immer
> schnell gehen – doch als Pressevertreter hat man oft erst ein, zwei Stunden
> nach einem Wettbewerb die Gelegenheit, sich in einer drängelnden Masse
> schwitzender Leiber um ein paar Wortfetzen der Aktiven zu balgen. Wer zahlt,
> schafft an: So haben TV- und Radioanstalten, die für die Übertragungsrechte
> horrenden Summen bezahlt haben, immer Vorrang. Pressevertreter werden nur
> geduldet und haben oft nicht einmal Zutritt zu dem Interviewbereich, der
> Mixed Zone genannt wird. Gehaltvolle Berichte, Kommentare und Analysen von
> Ereignissen, die erst kurz vor Mitternacht beendet sind, darf der Leser am
> nächsten Morgen dennoch erwarten.

> Den Kunden muss nicht interessieren, wie diese Texte mitunter verfasst
> wurden: zwischen grölenden, Bier saufenden Fans, den Laptop auf den Knien;
> im Taxi im Stau; im Stehen an einem Fenstersims; bedrängt von freiwilligen
> Helfern, die das Pressezentrum schließen wollen; manch einer hat sich auch
> schon auf einer Toilette eingeschlossen und dort geschrieben. Derartige
> Umstände sind sicher nicht die Regel, aber auch keine Ausnahme. Das soll
> kein Klagen sein, sondern lediglich eine Skizze der Arbeitsbedingungen,
> denen man, wie so oft im Leben, dennoch etwas Gutes abgewinnen kann. Denn es
> ist hilfreich, sich selbst im größten Gedrängel der Mixed Zone immer wieder
> zu fragen: Was kann ich meinen Kunden, von denen viele die abendliche
> Veranstaltung am Fernseher stundenlang verfolgt haben, von denen viele mit
> besseren bildlichen und statistischen Informationen versorgt wurden als der
> Berichtersteller vor Ort, was kann ich diesen Kunden, diesen Lesern am
> nächsten Morgen noch bieten? Was geht über die Allmacht des Fernsehens
> hinaus?

- > Die Fragen sind nicht neu, sie haben sich in den vergangenen zwei
- > Jahrzehnten allerdings verschärft. Es gibt keine eindeutigen Antworten
- > darauf, es ist nur wichtig, dass man sich diese Fragen immer wieder stellt.
- > Dass man wach bleibt, neugierig, einfallsreich und gern nach der
- > schwierigeren Lösung sucht. Dass man sich nicht scheut, auszubrechen aus dem
- > verlockenden Mainstream, einer Berichterstattung, die von
- > Phrasendreschmaschinen in die Tastatur gestanzt wird. Man kann der
- > Verführung widerstehen, sich die Arbeit leichter zu machen und eine Floskel
- > an die andere zu reißen. Eine gewisse Distanz zum Thema und zu den Akteuren
- > muss dabei kein Nachteil sein. Viele Sportjournalisten sind allerdings Fans,
- > die es über die Absperrung geschafft haben. Das ist oft auch den Texten
- > anzusehen.

- > Man findet manche Antworten oft nur mit Glück, weil man zufällig am rechten
- > Fleck steht, in einer Ecke, die vielleicht sogar den Fernsehkameras
- > verborgen bleibt, was - sofern es sich nicht um Fußball handelt - gar nicht
- > so selten ist. Andere Antworten lassen sich relativ bestimmt geben und sind
- > damit unabhängig vom Glück des Augenblicks: Analyse und Kommentierung, die
- > Einordnung von Ereignissen über das Tagesgeschehen hinaus und die Aufklärung
- > kriminologischer Sachverhalte (etwa Doping oder Korruption) bietet das
- > Sportfernsehen kaum. Darin liegt noch immer die Chance eines Printmediums,
- > sogar in der aktuellen Berichterstattung.

- > Ich brauche die Hektik um mich herum, die Aufregung, das Dramatische, die
- > großen Momente, um den für diese Arbeit nötigen Adrenalinschub zu gewinnen.
- > Je größer der Trubel in einer Arena, desto sicherer und wohler fühle ich
- > mich. Je aufregender das gebotene Schauspiel, desto leichter fällt mir das
- > Schreiben. Cathy Freemans Olympiasieg im Stadium Australia von Sydney; der
- > gedopte Johann Mühlegg in Salt Lake City; der mysteriöse Kreislaufkollaps
- > Ronaldos vor dem WM-Finale gegen Frankreich 1998 – das sind solche Momente.
- > Es darf aber auch eine Nummer kleiner sein, weil das meist noch schwieriger
- > ist und verführerischer. Es ist, wenn man so will, ein eigener Wettkampf,
- > der dann abläuft, ein Parallel-Wettbewerb zum Geschehen im Stadion. Es ist
- > vor allem ein Wettbewerb mit sich selbst, weniger einer mit der Konkurrenz,
- > zumal es kaum Leser gibt, die mehr als ein Produkt konsumieren.

- > Es gibt für mich nichts Schlimmeres, als Fußballspiele zu beschreiben, bei
- > denen die Akteure müde und gelangweilt ihren Dienst verrichten. Komme ich in
- > eine solche Situation, droht höchste Gefahr, dann ist der Andruck gefährdet.
- > Ein Beispiel: Wenige Wochen nach dem spektakulären Champions-League-Finale
- > zwischen München und Manchester hatte ich im Sommer 1999 über ein
- > europäisches Qualifikationsspiel zwischen Hertha BSC und Nikosia zu
- > berichten. Es war eine apathische, belanglose Vorstellung im Berliner
- > Olympiastadion. Nichts passierte. Anstatt tapfer, klaglos und routiniert
- > über dieses Nichts zu berichten, wie es der Job verlangte, grübelte ich
- > darüber nach, warum ich mir solche Abende antun muss und ob ich nicht lieber
- > den Beruf wechseln solle. Was passierte? Der Text, ein schlechter zumal,
- > wurde nicht rechtzeitig fertig. Ich hatte den Andruck verpasst, weil ich

> nicht funktionierte.

> Ja, man muss funktionieren, im positiven Sinne. Ich vergleiche diese
> aktuelle Berichterstattung gern mit der Leistung einer Maschine. Es gibt in
> der Sportphilosophie sogar die Theorie vom Maschinenmenschen, die verkürzt
> besagt, dass es im Hochleistungssport darauf ankommt, den Körper des
> Athleten wie eine Maschine zu tunen, mit geringen Reibungsverlusten und
> hohem Wirkungsgrad. An diese Theorie muss ich immer wieder denken, wenn ich
> selbst unter größtem Druck wie eine Maschine funktioniere. Etwa bei den
> Olympischen Spielen im August 2004 in Athen, als ich an einem Abend binnen
> dreieinhalb Stunden eine Seite 3 (250 Druckzeilen) und den Aufmacher des
> Sportteils (200 Druckzeilen) über den vierten und letzten gescheiterten
> Versuch von Franziska van Almsick schrieb, eine olympische Goldmedaille zu
> gewinnen. Schrieb? Vielleicht sollte ich besser sagen: ich fabrizierte.
> Wobei die thematische Trennung zwischen den großen Texten relativ klar war:
> Auf der Seite 3 die Geschichte eines Sportlerlebens, die vergebliche Jagd
> nach dieser verdammten Goldmedaille (Überschrift: „Die Unvollendete“). Im
> Sportteil folgte die Geschichte der 118 Sekunden des Olympiafinals über 200
> Meter Freistil.

> Es sind solche verrückten Abende, an denen ich diesen Beruf liebe. Ich
> stürze von der Preetribüne in die Mixed Zone, von dort in den überfüllten
> Presseraum, passiere dabei vier Kontrollstellen, wo meine Akkreditierung
> überprüft wird, und sammle ständig Informationen: Am Handy, wo Kollegen aus
> Berlin, die die Fernsehübertragung verfolgen, erste Interview-Fetzen
> übermitteln; im Internet, wo die Nachrichtenagenturen Ergebnisse und Stimmen
> liefern; mit einem Auge an den Bildschirmen, wo weitere Wettbewerbe
> ablaufen, die durchaus auch Thema anderer Texte sein könnten; ich rufe
> schnell noch die eine oder andere Information aus dem Archiv ab, um später
> zu merken, dass ich sie gar nicht brauchte; ich stehe im ständigen Kontakt
> zu meinem Kollegen Christof Kneer, der an jenem Abend weitere Elemente der
> van-Almsick-Berichterstattung übernimmt (einen Kommentar, eine Glosse und
> ein Kurzinterview) und am Platz gegenüber seinen Laptop bearbeitet; ich
> tausche Emails aus mit der Redaktion, die irgendwann beginnt anzufragen,
> wann endlich die Texte kommen. Kurzum: Es sind irre Momente. Aber ich
> schreibe nie vor, ich lasse mich von den Ereignissen treiben, ich will so
> authentisch wie möglich arbeiten, immer mit dem Ziel, dem Leser sowohl mit
> ausführlichen Beschreibungen des Dramas als auch mit einordnenden und
> kommentierenden Elementen ein packendes Angebot zu unterbreiten. Mit anderen
> Worten: Ich habe keine Chance, aber die will ich nutzen. Es gibt kein Rezept
> dafür, jeder muss sein eigenes Mittelchen finden.

> Ich schreibe in derartigen Stress-Situationen selten einen Text in einem
> Guss, sondern bevorzuge die Patchwork-Technik. Ich gehe zunächst meine
> Aufzeichnungen durch und notiere zunächst jene Zitate und Beobachtungen, die
> ich in diesen Minuten für die stärksten halte - natürlich auch Fakten und
> Zahlen, der Sport lebt schließlich davon. Es sind Minuten, in denen nicht
> mehr lange debattiert werden kann, weder mit Kollegen, noch mit sich selbst;

> jetzt müssen schnelle Entscheidungen getroffen werden. Meist flüstere ich
> dabei die Sätze vor mich hin. Ich versuche in gewisser Weise nach
> Satzmelodien zu schreiben, es ist eine merkwürdige Technik, die ich mir
> Anfang der neunziger Jahre, als ich vorwiegend für Fernsehen und Rundfunk
> arbeitete, im Sprechunterricht angeeignet habe. Diese Technik lässt sich
> kaum erklären, das wird sicher in einem Lehrbuch enttäuschend amateurhaft
> klingen, doch das kümmert mich kaum, denn es funktioniert in den Stunden
> größter Anspannung recht zufrieden stellend.

> „Ich glaube, ich bin ein bisschen tot“, hat Franziska van Almsick am Abend
> des 17. August 2004 gesagt. Natürlich zitierte ich diesen Satz und schrieb
> dann weiter: „Das klingt brutal, keine Frage, aber so ist das im Sport:
> Täglich werden neue Helden geboren, täglich neue Mythen begründet, neue
> Dramen geschrieben. Täglich treten Hauptdarsteller von der großen Bühne ab.
> Und jenes Karussell, das sich alle vier Jahre mit rasender Geschwindigkeit
> dreht und in 301 Entscheidungen tausende tragische Geschichten abwirft, das
> nennt man Olympische Spiele. Dieser irre Kreislauf ist es, der fasziniert.“
> Dieser Kreislauf fasziniert auch am Sport-Beschreiben.